

Aus Remigis Jugendjahren : von ihm selbst erzählt

Autor(en): **Remigis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **47 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Remigis Jugendjahren.

Von ihm selbst erzählt.



I.

Meine frühesten Erinnerungen u. mein erster Ausflug.

Ein Spaßvogel hat mir einst erzählt, wie ihm zu Mute gewesen sei, als er zum ersten Mal das Licht der Welt erblickt habe. „Als ich meine kleinen Augenlein öffnete und die Umgebung zu mustern begann, da sah ich, daß ich in einer alten Zäine lag und mit ein paar Hudeln

zugedeckt war. Ich schaute nach oben, da erblickte ich vom Rauche geschwärzte Dachschindeln, zwischen denen der Himmel da und dort neugierig hindurchguckte. Von den Dachbalken hingen lange Spinnhoppfen herab, die wie Fähnlein in der Zugluft fleteten. In der Wand mir gegenüber gewährte ich ein kleines Fensterlein, dessen Scheiben zerbrochen und mit Papier zugeklebt waren. Ein alter Kasten stand in einer Ecke, nebenan ein Tisch mit drei Beinen und eine Stabell ohne Lehne. Auf dem durchlöchernten Boden huschten ein paar Mäuslein herum und schnupperten an alten zerrissenen Schuhen und kletterten über allerlei Gerümpel. Nachdem ich einige Augenblicke diese Herrlichkeit betrachtet und mein Heim angestaut hatte, da sprach ich mit einem Seufzer zu mir selber: „Kaveri, da hat's geseht! Du hast es schlecht gebreicht!“

Das war natürlich im Spaß erzählt, ich aber glaube fast, ich hätte das in vollem Ernste behaupten dürfen, wenn ich in meiner frühesten Jugend schon imstande gewesen wäre, Betrachtungen anzustellen, aber die Armut hatte in meinen jungen Jahren für mich wenig Drückendes, ich wußte ja von nichts anderem und so war ich mit dem zufrieden, was mir das Schicksal bescheert hatte.

So weit, wie der Kaveri behauptete, vermag ich mich freilich nicht zurückzuerinnern. Ich weiß nur, daß ich als kleines Buobli des Nachts oft nicht schlafen konnte, mich aber vortrefflich auf's Schreien verstand. Meine Mutter saß, wenn mein Vater nicht daheim war, bis tief in die Nacht hinein am Spinnrad und spann für fremde Leute Garn, um ein paar Bazen zu verdienen; ein armseliges Dellämplein leuchtete ihr dabei. Ich wollte nicht allein in der Kammer bleiben und ließ mein Stimmregister erschallen. Da breitete die Mutter in der Stube draußen ihre Scheibe auf den Boden, setzte mich darauf und ich hörte zufrieden dem Schnurren des Spinnrades zu. So wurde ich schon früh eine Art Grund- und Bodenbesitzer. Mein Vater war Tagelöhner. Er verstand das Schnapsbrennen und mußte den Bauern der Umgegend ihr Träst- und Bäckibranz fabrizieren. Oft blieb er schier die ganze Woche fort und wenn er dann heimkam und meine Mutter mich auf den Armen ihm entgegentrug, erhob ich stets ein Mordsgeschrei, denn ich fürchtete mich vor seinem struppigen Bart.

Damals waren die Lebensmittel wohlfeil, aber es gab wenig Verdienst im Lande; in meinen Kinderjahren wurden auch bei uns die ersten Erdäpfel gepflanzt.

Sobald ich die ersten Hosen trug, wurde ich meinem Vater, der mich früher wegen meines Schreiens nicht recht leiden konnte, schon lieber. Er nahm mich hie und da mit, wenn er bei den Bauern am Schnapsbrennen war.

Einmal war ich auch wieder bei ihm, als gegen Abend ein heftiges Gewitter losbrach. Die Brenneinrichtung war in einer alten Sennhütte aufgestellt und im nahen Gaden hatte der Vater sein Nachtquartier. Da er mich bei dem Unwetter nicht heimschicken konnte, legte er mich bei einbrechender Nacht auf einen Bündel Heu und sagte mir, ich soll mich schön still halten und schlafen, er wolle auch bald kommen. Indessen fuhr er mit Schnapsbrennen fort und ich schlief ein. Nach einer Weile erwachte ich und rief nach dem Atti, — keine Antwort. Jetzt stand ich auf und trippelte im Hemdli überall im Gaden herum, rief und schrie, — der Vater

zeigte sich nicht. Nun meinte ich in meiner Einfalt, er sei heim zur Mutter gegangen. Im Schrecken suchte ich meine Höslein, fuhr hinein, legte das Westli an und lief, was gischt, was heischt, in der stockfinstern Nacht in die anstoßende Matte hinaus, heimzu, wie ich meinte. Auf einmal stand ich am Tobel vor einem schäumenden, wildtösenden Bach. Den Steg konnte ich nicht finden, ich wollte aber um jeden Preis hinüber und zur Mutter. Ich tappte weiter, stolperte über eine Wurzel und purzelte Toß auf Toß bis an den Bach hinab. Glücklicher Weise konnte ich mich am Gestrüpp noch festhalten. Hübscheli kroch ich wieder durch Stauden und Dornen hinauf und stolperte in die Matte hinein. Im Dunkel konnte ich den Gaden nicht mehr finden, da fing ich aus Leibeskräften zu lärmern und zu schreien an, als stecke ich am Spieß.

Mein Vater war unterdessen in ein ziemlich entferntes Haus gegangen, um etwas zu holen. Als er zurückkehrte und mich nicht mehr auf meinem Heubündel fand, suchte er mich an allen Ecken und Enden, in der Meinung, ich habe mich irgendwo versteckt. Auf einmal hörte er mich schreien, ging dem Geschrei nach und erwischte mich. Jetzt erwartete ich nichts anderes, als die Rute, denn mein Vater führte dieses Instrument mit großer Gewandtheit und sparte dessen Anwendung keineswegs. Zu meiner Verwunderung und zu meinem Troste aber war der Metti heute ganz frinä, schimpfte kein Wörtlein und führte mich an der Hand in den Gaden zurück. Dort machte er mich sauber und trocken, denn ich war mausnaß und dreckig über die Ohren, auch meine Höslein hatten allerlei ausstehen müssen. —

Am andern Morgen ging der Vater mit mir durch die Matte zum Tobel, ich sollte im zeigen, wo ich hinuntergepurzelt sei. Lange konnte ich die Stelle gar nicht finden, endlich erkannte sie mein Vater an einem Erdschlupf, den ich beim Hinunterrutschen zurückgelassen hatte. Entsetzt schlug er die Hände über dem Kopf zusammen beim Gedanken an die Gefahr, in der ich geschwebt hatte und dann sagte er zu mir: „Vuog Migili, nur noch ein paar Schritte, und du wärest in den Bach und über den Felsen hinabgefallen, und lägest jetzt tot im Wasser! Da haben die lieb Mutter Gottes und dein hl. Schutzengel geholfen!“ Ich verstand nicht recht, was der Metti damit sagen wollte, ich wußte nur von meiner Angst, aber nichts von Gefahr.

O, wie viele arme Kinder kämen elend um's Leben, wenn nicht der hl. Schutzengel über sie wachte! Mich wenigstens hat er ganz sicher errettet, ihm sei Lob und Dank dafür!

II. Eine Schnellleisuppe, die ich nie zu essen bekam.

Mit vielem Fleiß und strenger Arbeit hatten meine Eltern etwas erspart, obwohl wir ein ganzes Trüppeli Kinder waren, drei Buoben und vier Meitschi. Da kaufte der Vater ein Güteli, der Miesboden genannt, weit entlegen im Berg oben. Das kleine Häuschen, das wir früher besessen, hatte er verkauft und glaubte nun, einen guten Schick gemacht zu haben, aber er hatte den läzen Finger verbunden und watete in eine Schuldenlast hinein, unter der er nachher lange genug zu gruchsen hatte.

Im Herbst zügelten wir in den Miesboden hinauf, ich mußte die Geißen treiben und die beiden ältesten Meitschi, das Roseli und Bethli, liefen mit mir. Der Seppli, der etwa 20 Wochen alt war, wurde vom Vater in einem Korbe auf dem Gabeli getragen, die Mutter mit dem Gritli, Leneli und Töneli schloßen den Zug.

Der Vater gab nun das Schnapsbrennen auf und schaffte ein paar Kühe an. Der Miesboden heißte aber Arbeit und wir Kinder waren noch nichts zu rechnen. Die Mutter hatte genug im Hause zu tun, ich mußte die Geißen hüten und es war mir wohl dabei. Es war für mich eine wahre Kilbi, mit diesen Tieren im Gras herumzulaufen und sich an den Sprüngen der Gizi zu ergötzen. Im Sommer zog ich mit dem Tschuppeli Geißen wohlgenut hinauf in den Berg, ein Stück Brot und etwas mageren Käse im Sack, — das war mein Mittagsmahl und ich war zufrieden dabei. Ich wurde den Geißen immer lieber und sie mir auch. Nebenbei fand ich noch Zeit, den Vogelneestern nachzuspüren, Pfeifen zu schneiden, Beeren zu sammeln und sonst noch allerlei zu treiben. Wie lustig tönte da mein Jauchzen an einem schönen Sommermorgen, wenn die Sonne die Spitzen der Berge vergoldete, im Buchenwald die Blätter rauschten, die Vögel jubilierten und trillerierten, und ich — stolz wie ein König, über meine Geißen das Szepter schwang. Freilich gab es auch schlimmere Zeiten, wenn z. B. eine Ziege sich verlaufen hatte, oder ein Gizi über einen Felsen purzelte, — da kehrte ich weniger lustig heim und die Rute meines Vaters führte ihren alten Tanz auf, zu dem ich den Tanzboden hergeben mußte.

Mit dem Vieh hatte der Vater wenig Glück, — es gab immer etwas Krankes. Da er zuwenig Erfahrung hatte, wurde er im Handel betrogen und verunsicherte manches. So kam der arme Mann nie aus seinen Schulden heraus.

Es war im Spätherbst, als mich eines Morgens der Tönel und die beiden ältern Meitschi mit dem Freudenruf begrüßten: „Migili, juhe! Heute gehen wir in die Buochnüssli.“ Der Vater saß in einer Ecke und rauchte seine frumme Pfeife. Die Mutter lispelte ihm etwas in die Ohren und er nickte dazu. Nachdem wir unser Geißkaffe getrunken und noch jedes ein Stück Brot und als Extrazulage einen Mocken magern Käse bekommen hatten, machten wir uns auf den Weg. Die Meitschi und der Tönel hatten sich mit Kratten versehen, ich, als der Älteste trug einen großen Sack bei mir. Die Mutter sagte uns, wenn wir recht fleißig seien und den Sack voll Buochnüssli heimbringen, so wolle sie uns eine schlegeldicke Chnellelisuppe kochen, der Vater habe es erlaubt.

Wie mir die Mutter später, als ich größer geworden war, erzählte, hatte der Vater an diesem Tage vor, ein Zinslein von 25 Pfd. einzuziehen und die Mutter hatte zu ihm gesagt: das Geld für die 25 Pfd. darfst du diesmal nicht dem Schuldbtreiber geben, die Gosen kommen am Abend hungrig heim. Mit dem Schnäseli Käse und Brot, das ich ihnen mitgegeben habe, können sie den Hunger nicht stillen. Ich habe im ganzen Haus kein Stäublein Mehl und kein Möckli Aufen. Mach jetzt, daß du bald kommst und bring brav Geld!“

Als nun der Vater spät am Abend heimkam, da warteten wir Kinder schon lange auf die verheißene Chnellelisuppe. Der arme Vater aber war ganz müde und appengemacht, das Wasser stand ihm in den Augen. Ich werde diesen Tag nie

vergessen und sollte ich hundert Jahre alt werden. Noch heute sehe ich den Vater dastehen, wie er mit der Hand hinter dem Ohre kratzte und der Mutter eine Geißhaut und zwei Geißfelle entgegenhielt und sagte: „Das habe ich laut Landrecht an Zinseszinstatt annehmen müssen. Niemand hat mir bares Geld geben wollen, bin bei Vieren gewesen und jeder hat mich mit meiner Zinsschuld zu einem andern geschickt, bis mir der Letzte die Felle als Zahlung abgetreten hat.“ Wir Kinder gingen hungrig zu Bett und träumten von der schlegeldicken Chnellelisuppe, — die Eltern aber saßen noch lange beisammen, von schweren Sorgen

gedrückt. Der Vater beichtete der Mutter, wie er es nicht mehr machen könne auf dem Miesboden. Alles gehe hinter sich und wenn er nicht verkaufe, so sei er nächsten ein Lump. Die Mutter wußte nicht zu helfen.

Sie suchte den Vater zu trösten, so gut es ging, aber wie soll man Trost spenden, wenn einem das eigene Herz vor Schmerz zerspringen will. Die Familie war auf sieben Kinder angewachsen und kein roter Heller im Haus.

Am nächsten Sonntag ging der Vater von einem Gläubiger zum andern und sagte ihnen gerade heraus, wie es mit ihm stehe — und daß er sich legen müsse,

wenn sie nicht Geduld mit ihm hätten. Da wurden die Gläubiger einig, den Vater noch ein Jahr auf dem Miesboden schalten und walten zu lassen, bis er eine günstige Gelegenheit finde, sein Heimen um einen anständigen Preis zu verkaufen.

Meine Mutter, eine innig fromme Frau, setzte ihr ganzes Vertrauen auf den Herrn und die liebe Mutter Gottes. In der Nähe unseres Hauses stand ein altes, halb zerfallenes Helgenstöckli. Auf ihre Bitten besserte es der Vater wieder etwas aus und sie stellte ein Bild der schmerzhaften Mutter, das sie von ihrer Gotte sel.



erhalten hatte, hinein. Davor beteten wir Kinder alle Tage mit unserer lieben Mutter und Gott im Himmel zeigte auf die Fürbitte Marias Erbarmen mit unserer Not. Der Vater fand wider Erwarten einen Käufer für den Miesboden, mußte dabei nichts verlieren und konnte seine Schulden bezahlen. Die Glust, Bauer zu werden und Vieh zu halten, war ihm gründlich verleidet. Er mietete eine Wohnung im Tal unten, in der Nähe des Dorfes und beschloß, seinen Unterhalt wieder als Schnapsbrenner und Tagelöhner zu suchen.

Kurz darauf zogen wir mit unsern Siebenjachen in dem neuen Heim ein. Es war ein altes Haus mit einem Anbau auf der Rückseite, ein wahres Schattenloch. Unsere Wohnung bestand aus einer Stube und zwei Zimmeru, dazu kamen eine kleine Küche, ein winziger Keller, eine Dachstube und ein Holzschlupf. Das war nun unsere Sommer- und Winterresidenz. Unter uns, im Erdgeschoß, wohnten zwei alte Jumpsfern friedlich und einträchtig beisammen, zwei Schwestern, die kleine Veronika und die krumme Monika.

Wir richteten uns ein, so gut es ging, der Hausrat war bald aufgestellt. Wir Buoben, der Tönili nämlich und ich, wir schliefen in der Dachkammer, in der einen Kammer waren die Meitschi beisammen und den Seppli hatten die Eltern zu sich in die andere Kammer einleschiert.

Ich war damals schon ein ziemlich großer Bengel und sollte nun auch die Schule besuchen. Zwar hätte ich schon das letzte Jahr das Alter dazu gehabt, aber der Vater meinte, im Winter sei der Weg zur Schule für mich zu beschwerlich und im Sommer brauche er mich zum Geißhüten. Auch jetzt, wo ich näher beim Dorfe wohnte, hatte ich bisweilen Gelegenheit, die Winterschule zu schwänzen, man nahm's damit nicht so genau — leider nicht zu meinen Vorteil.

III. Eine andere Suppe, die ich mir selber einbrockte.

An etwas, das in dieser Zeit vorfiel, erinnere ich mich noch sehr lebhaft. Vater und Mutter waren mit Erdäpfelstecken beschäftigt und hatten die Meitschi und den Tönili mitgenommen, ich sollte daheim bleiben und den Seppli gaumen. Die Mutter hatte mir noch besonders eingeschärft, zu dem Kleinen gut zu luogen und ihm rechtzeitig Milch zu geben. Mit dem Mittagessen müsse ich warten, bis sie heimkommen, es gebe dann dafür etwas Besseres. Der kleine Seppli

war mir grüßeli lieb und ich gfütterlte mit ihm eine Zeitlang und war gut zweg.

Als ich gegen Mittag Milch gewärmt und dem Seppli gegeben hatte, schlief das Bürschchen ein und es fing mir an, langweilig zu werden. Gleichzeitig regte sich in mir ein mächtiger Appetit. Ich dachte an das Versprechen meiner Mutter, aber dabei kam mir wieder die Schnellisuppe in den Sinn, die sie versprochen hatte, als wir in die Buochnüssli gegangen waren und die wir immer noch zu heischen hatten. — Ich gähnte alle Augenblicke und das Wasser lief mir im Maul zusammen. Ein Versuch, über das Brotgänterli zu kommen, mißlang, die Mutter hatte alles zugeschlossen. Jetzt kamen mir die alten Jumpsfern in den Sinn, die unter uns wohnten, die kleine Veronika und die krumme Monika. Ich wußte, daß sie früh am Morgen fortgegangen waren und vor Abend nicht heimkehrten; jetzt gab mir der Teufel ein, ich solle ihrer Küche einen Besuch abstatten. Aus dem anstoßenden Gärtlein führte nämlich eine Türe, die mit einem Glasfenster versehen war, in ihre Küche, die mußte leicht zu öffnen sein. Ich überzeugte mich noch einmal, ob der Seppli schlafe und horchte, ob nichts im Hause sich rege. Als ich mich vollständig sicher fühlte, öffnete ich das Kammerfenster, von da gelangte ich leicht auf das Dach des angebauten Holzschuppens, rutschte über das schräge Dach hinab, ein kleiner Sprung und ich stand auf dem Boden, im Gärtlein. Leise schlich ich mich zur Türe mit dem Glasfensterlein und wollte öffnen, es ging nicht. Schnell entschlossen hob ich einen Stein vom Boden auf, zerschlug das Fensterlein, steckte meine Hand durch die entstandene Oeffnung und schob den Riegel von innen zurück.

Rasch schlüpfte ich durch die geöffnete Türe und schritt schnurstracks auf das Ruchegänterli zu. Der Schlüssel steckt und ich mache auf. Da standen vor mir Käse und Brot, dürre Birnen in einem Teller und daneben — o lockender Anblick — ein großes Stück Zieger. Zieger, o Zieger war stets meine Lieblingspeise, ohne Zaudern griff ich nach der verbotenen Frucht und steckte einen nicht gar kleinen Brocken in meinen gierig geöffneten Mund. Wie ich eben am Schlucken war, — da — klatschte es — tätsch, tätsch, — auf meine vollen Backen und eine starke Hand fuhr wie das Donnerwetter in meine struppigen Haare und zerzauste sie elendiglich. Ich suchte das gestohlene Gut hinunter-

zuschlucken, aber der Zieger würgte mich entsetzlich, ich mußte schier daran ersticken. Endlich gab es Luft, ich erhob ein fürchterliches Geschrei und schaute mich nach meinem Angreifer um, — denn ich glaubte schon, der lebendige Gottseibeins halte mich am Kragen. Da stand hinter mir unser Nachbar, der sieben Scheiter lange Raintoni, gewöhnlich nur die Feuerleiter genannt, und gab mir im Augenblicke, als ich mich nach ihm umwandte, eine so gefalgene Maulschelle, daß ich das Feuer im Elsaß zu sehen meinte. „Wart du Schelmenbuob! — Du Kuuskerli, ich will dich lehren einbrechen und stehlen, du unverschämter Spitzbuob!“ Entsetzt fiel ich auf meine Knie und bat um Gnade, aber die lange Feuerleiter ließ mich nicht los, sondern riß mich mit einem Ruck in die Höhe, drehte mich der Türe zu, gab mir mit der Faust einen Puff in den Rücken, so daß ich förmlich zu der aufgebrochenen Türe hinausflog, begleitet von einem merklichen Fußtritt, denn er mir mit seinem langen Beine nachsandte.

Wie eine Katze schwang ich mich auf das Holzschuppendächlein, kletterte im Schreck darüber hinauf und rettete mich in die Kammer, wo ich geschwind das Fenster schloß, damit die Feuerleiter mich nicht auch hier erreiche.

Hinter dem Vorhängelein hervor schaute ich dem langen Raintoni zu, wie er unten in der Küche die Türe schloß, den Riegel wieder vor-schob mit seinen klasterlangen Beinen über den Gartenhag und zu der neben seinem Hause stehenden Holzhütte zurückkehrte. Jetzt konnte ich mir alles erklären. Der Raintoni war in seiner Holzhütte mit Holzspalten beschäftigt gewesen und hatte mir durch die Sparren hindurch zugeschaut.

Gegen Abend kamen meine Eltern und Geschwister zurück. Sie sahen meinen verweinten

Augen sofort an, daß etwas vorgefallen sein mußte und mein Vater nahm mich gehörig in's Examen. Ich wollte lange nichts bekennen, bis der Vater die Rute hinter dem Spiegel hervorlangte, — da beichtete ich und stigte, der Raintoni habe mich bei Haar und Ohren genommen.

„Warum das?“ fragte der Vater, aber es war keine Antwort aus mir herauszubringen. „Wart' Bürschli, das will ich schon vernehmen,“ sagte nun mein Vater und ohne sich lange zu besinnen, ging er zum Nachbar Raintoni hinüber.

Jetzt bekam ich Angst und als die Mutter mir anfang in's Herz zu reden, bekannte ich unter vielen

Tränen meine Mißthat.

„Migili, Migili!“ sagte die Mutter, „da hast du öppis recht Böses gemacht. Stehlen ist eine

Sünde, eine schwere Sünde. O du armer Tropf, wenn du ein Schelm abgeben solltest!

Wie mancher hat mit weniger angefangen, als du, und ist in's Zuchthaus gekommen, oder gar an den Galgen. Du armes Kind, welchen Kummer machst du uns Eltern! Wie müssen uns schämen, wenn die Leute mit den Fingern auf uns zeigen und sagen, sie haben den Buob zu einem Schelm erzogen. Mach uns doch die Schande nicht.“

Dabei traten ihr die Tränen in die Augen

und als die Meitschi die Mutter brieggen sahen, fingen sie auch alle an zu flennen und zu heulen und ich schluchzte mit ihnen, daß es zum Erbarmen war.

Währenddem wir das Konzert aufführten, kam der Vater zur Türe herein. Ein Blick auf sein zorniges Gesicht verkündete das drohende Unwetter. Er bestätigte nach Tonis Aussage mein Vergehen und nun folgte das Strafgericht. Die Rute ging schier in Fetzen, so meisterhaft handhabte er sie und am Abend mußte ich den beiden alten Jumpsfern, der kleinen Veronika und der krümmen Monika, kniefällig Abbitte tun



„Wart du Schelmenbuob!“

und mich dann sofort, ohne Nachkessen in's Bett legen.

So war ich abermals um die Schnelletsuppe gekommen, hatte aber dafür eine andere eingebrockt, die mich noch lange brannte, aber nicht im Hals, sondern anderswo. . . . Die erhaltene Lektion war stark, aber verdient und für mich ein wahres Glück. Die Züchtigung und noch mehr die Mahnung meiner Mutter machten auf mich einen solchen Eindruck, daß ich für meinen Lebtag einen heilsamen Schrecken vor dem Stehlen bekam und nie, nie mehr, — ich darf es mit ruhigem Gewissen sagen, das siebente Gebot übertrat. An Gelegenheiten dazu fehlte es übrigens nicht, wie meine weitere Lebensgeschichte zeigen wird.

IV. Wie ich zu Zweit in's Wirtshaus, und allein wieder daraus fortging.

Als ich zur ersten hl. Kommunion gegangen war und etwa ein Jahr später aus der Schule entlassen wurde, da fing ich an, darüber nachzudenken, wie ich mein Brot selber verdienen könne und meinen Eltern nicht mehr zur Last fallen müsse. Ich verdingte mich daher als Knechtlein zum Bachlichasper. Da hatte ich es nicht streng, aber auch wenig Lohn. — Ich mußte das Geld bis auf den letzten Baken daheim abgeben, das ging mir nicht immer leicht. Nun begann für mich die Zeit der sog. Flegeljahre und bevor ich noch recht trocken war hinter den Ohren, begann ich schon auf die Weiberseite zu schielen. Seit Ostern mußte ich die Christenlehre nicht mehr besuchen, dafür fing ich hübschli an, der Tochter meines Bauern, des Bachlichaspers Roseli nachzustreichen. Ich hatte den Kopf voll von dem Meitschi und bildete mir ein, sie einmal zur Frau zu bekommen. Es war Chaspers einzige Tochter, und wir hatten oft Gelegenheit, neben einander zu arbeiten. Das Roseli wurde gegen mich immer freundlicher und vertrauter.

Am Herbstmarkt erlaubte mir der Vater, daß ich auch hingehen und für mich einen neuen Hegel kaufen dürfe. Ich strich lange bei den verschiedenen Ständen herum und gaffte alles an. Geld hatte ich keines mehr, denn die paar Baken, die mir der Vater mitgegeben hatte, waren schon längst verchramlet. Plötzlich begegnete mir mitten im Volke das Roseli und sobald es mich erblickte, hängte es sich an mich. „Migi!“ sagte es, „bist ai z'Märgt? Hast einen guten Schick gemacht und willst mir ai

öppis chramen?“ „Hab noch nicht stark gehandelt,“ entgegnete ich und lachte dabei. Das Roseli wich nicht mehr von meiner Seite, hatte mir bald da, bald dort etwas zu zeigen und mich zu fragen, ob dies oder das hübsch und wohlfeil sei, und ob es dieses und jenes kaufen solle. Auf einmal fragte es mich, ob ich auch in's Wirtshaus gehe und zum Tanz. Ich erschlöpste ob dieser Frage, den mein Vater hatte es mir absoluti verboten, einzufehren. Das Roseli wiederholte seine Frage und ich stigtele: ich möge neiwä nid, es liege mir nichts daran, ich verspüre keine Glust dazu. Da lachte mich das Herlein aus und sagte — ich müsse nicht so bluiigg und scheniert sein, ich dürfe mich wohl auch zeigen und die andern jungen Burschen gehen ja auch und jeder nehme sein Meitschi mit sich. Da sagte ich ganz einfältig: „Ich habe kein Meitschi bei mir.“ „So“ sagte das Roseli und rümpfte die Nase, „So, bin ich dir nicht gut genug? Ich meine, wir Zwei sollten einander kennen und du brauchtest dich meiner nicht zu schämen!“

Jetzt fing mir das Herz unter der Weste zu pöperlen an, eine solche Sprache hatte ich nicht erwartet, — aber ich hatte kein Geld im Sack. Daher sagte ich: „Nei, ich darf's bigoplig nicht wagen — der Vater hat's mir verboten.“ „So, so, Migi, bist du noch nicht alt genug, daß du dir ein Schöppli gönnen darfst? Das ganze Jahr aus und ein mußt du werchen und schaffen und verdienst Geld, wie Laub. Sei doch kein Hösi!“ Ich wollte darauf antworten: mit dem Lohne sehe es nicht gar so glänzend aus, — aber ich besann mich noch zur rechten Zeit und brummte: ich habe doch nicht im Sinne, einzufehren. Aber das Roseli ließ nicht nach, zupfte mich am Ermel und nahm mich auf die Seite: „Hescht öppä keis Geld?“ lispelte es ganz gutmütig und ich entgegnete verduzt: „Ja, kei Bagä meh!“ Da langte das Mädchen in den Pumper und drückte mir einen Fünfliber in die Hand und sagte: „Sä da, und jetzt chum!“

Was wollte ich nun anderes machen? Ich ging mit dem Roseli in's gelbe Kreuz, wo die Tanzmusik lustig erschallte und wo man schon von weitem träblen und juizen hörte. Wir gingen miteinander in die Gaststube und es wurde mir schier schwarz und blau vor den Augen, als es an den Tischen von Leuten wimmelte, die mich verwundert anschauten. Ganz schüch setzte ich mich mit meinem Roseli zu hinterst neben den Ofen an ein Tischli und

bestellte eine Halbe Noten und eine Portion Krapfen.

Anfangs schauten wir den Leuten ein Schützli zu und tranken dann und wann ein Schlückli Noten, nachdem wir vorher angeputzt hatten. Der Wein erwärmte mich allmählig und ich fing hübscheli an, gesprächig zu werden. Das gefiel dem Roseli und es suchte mir immer mehr Guraschi zu machen und schenkte fleißig ein.

„Jetzt wollen wir dann Einen machen!“ sagte es. „Gelt, Migi, ein Tänzli schadet nichts!“ Da wurde ich abermals stutzig, denn ich wußte wohl, wie schlimm es mit meiner Tanzkunst bestellt war, und wollte mit dem Jawort nicht herausrücken. Wie ich so vor mich hinstierte und nicht wußte, was sagen, fuhr das Roseli an meiner Seite erschrocken zusammen und gab mir einen Pungg, es hatte den Vater unter der Türe erscheinen gesehen. Dieser hatte eben Umschau gehalten in der Stube und uns beide erblickt. Mir lief es eiskalt über den Rücken und ich meinte es müsse mir g'schwinden, als ich plötzlich den Bachlichasper auf uns zukommen sah. Jetzt stand er vor uns und machte Augen, wie Feuer-rädli. „So, so!“ sagte er nach einer kurzen Pause. „So, so! Finde ich euch beide hier im



Wirtshaus? Ich saß wie auf glühenden Kohlen und auch das Roseli war z'tod verlegen, besonders als es sah, wie die Leute anfangen, uns ihre Aufmerksamkeit zu schenken und einander in die Ohren zu lispeln.

„Vater, wollt ihr mithalten? Wollt ihr nicht auch Eins trinken?“ sagte ich endlich. „Die Lust dazu vergeht einem, wenn man euch zwei sieht,“ entgegnete der Bachlichasper spöttlich. „Roseli, trink aus, wir wollen mit einander heim, das ist das Gescheideste.“ Was wollte das Meitschi anders tun? Zum Gespötte war es schon geworden, darum stand es auf, frebsrot im Gesicht

und trippelte dem Vater nach, der mit langen Schritten den Ausweg suchte. Ich war ganz vertattert, hätte ich nur in den Boden hinein-schlüpfen können! Als ich wieder etwas ruhiger geworden, ließ ich das Kestlein in der Guttere stehe, zahlte mit dem Fünfliber meine Zeche und strich davon.

Zum Bachlichasper zu gehen hatte ich diesen Abend nicht mehr das Guraschi, ich war ja bei ihm doch nur auf'm Taglohn, und schlief gewöhnlich daheim. Dort sagte ich natürlich nichts von dem, was mir begegnet war, als ich aber im Bett lag, fand ich keinen Schlaf, immer sah

ich den Bachlichasper vor mir mit seinen Glotzen und ich ahnte wohl, daß sich ein Unwetter über mich zusammenziehe.

Am andern Morgen schlich ich mit zitterndem Herzen und schlottrigen

Beinen des Bachlichaspers zu. Als ich mich dem Hause näherte, sah ich das Roseli am Fenster stehen, aber gleitig wieder wegspringen, als es mich kommen sah, — ich merkte nur, daß es stark verbriegelte Augen hatte.

Auf dem Vorläubli stand der Bachlichasper, ich sah ihm gleich an, daß der Barometer auf Sturm stand. „Migi“

schmauzte er mich an, „du kannst wieder kehrt machen, ich brauch' dich nicht mehr. Du nimmst dich meiner Haushaltung z'viel an. Wenn ich dir raten kann, so laß mir in Zukunft das Roseli gehen, oder ich rede mit dir ein anderes Wörtli! Hast verstande?“

Ich stand da, wie eine g'stochne Geiß, drehte an meinem Hut herum und wollte eine Antwort stiften, aber der Chasper war schon im Hause verschwunden und hatte die Türe zug'schleßt. Da blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf den Heimweg zu machen. Preßiert hat es mir nicht, denn ich grübelte darüber noch, was wohl Vater und Mutter zur Sache sagen würden und

mein Herz rutschte mir immer weiter hinab. Wie ein geprügelter Hund schlich ich mich in's Haus. Gottlob! der Vater war nicht daheim. Da schüttete ich der Mutter mein Herz aus und sagte ihr alles, was vorgefallen war. Sie hörte mir schweigend zu, dann sagte sie: „Du bist ein rechter Vögli gewesen, daß du dich so hast verbündeln lassen. Weist, wenn's der Vater befohlen hat, so hättest du folgen sollen, da hast du jetzt die Strafe dafür! Aber tu jetzt nicht so wüßt deswegen! Das Rösi hättest du einäwäg nie bekommen und es ist besser, daß ihr noch bei Zeiten auseinander gekommen sind. Beim Vater will ich schon ein gutes Wort für dich einlegen. Wir können dich daheim auch brauchen und wegen den paar Bagen, die du beim Bachlichasper verdient hättest, werden wir nicht zu Grunde gehen!“

So verzog sich das Unwetter und als der Vater heimkam, lief die Sache nicht so schlimm ab, als ich mir vorgestellt hatten. Er konnte den Bachlichasper nicht leiden und hatte schon lange etwas gegen ihn. Ich blieb also daheim, half dem Vater beim Schnapsbrennen und ging gelegentlich da und dort auf den Taglohn. Im Spätsommer gruben wir auf den Alpen Wurzeln, besonders Enzianen, aus denen wir das gesuchte Enzenschnaps bereiteten und teuer verkauften.

V. Wie ich auf den Gedanken kam, in die Fremde zu gehen und wie ich mich daheim verabschiedete.

Es war im Spätherbst, als eines Tages der Vater und ich im Walde eine Buche fällten, der Rechenmacher Lunzi half uns dabei. Auf einmal sagte der Lunzi zu meinem Vater: „Was willst du den eigentlich mit all deinen Buben anfangen? 's ist schäd daß du nicht deinen Ältesten, den Migi in die Welt hinausjickst, dort könnte er sein Glück machen. Dem Großenhans seine Buben haben in Deutschland drunten fürnehme Plätze gefunden und viel Geld gemacht, sie würden um keinen Preis mehr heimkommen. Schon im Gäu draußen oder im Züribiet gibt es gute Stellen bis genug. Sapperludi, das wäre öppis für den Migili! Ich wette meinen Kopf daran, daß er in ein paar Jahren Geld verdiente wie Heu!“ Als ich das hörte sperrte ich Maul und Nase auf, der Vater aber schüttelte den Kopf und sagte nichts dazu. Nach einer Weile machte sich der Lunzi an mich und sagte: „Sapperludi! Wenn ich solche Kraft und 's Maul voll Zähne hätte, wie du, ich bliebe keinen halben Tag mehr

hier im Lande, bigolig! Aber ich bin schon etwas zu alt dazu. — Ja, ja Migili! Glaub' mir's nur, ich wollte einen Schick machen, wenn ich dich wäre, bigolig!“ Ich wußte dem Lunzi nichts zu antworten, aber die Sache drohte mir immer im Kopf herum. Als wir heimgingen und der Lunzi sich verabschiedet hatte, stand der Vater auf einmal stille und sagte, indem er mich scharf anblickte: „Migi, was sagst du zu dem, was der Lunzi dir vorgeschlagen hat? Was meinst, hättest Lust dazu?“ — „Wenn's nur auf mich ankäme,“ sagte ich, „so wäre ich bald im Reinen.“

Am Abend hatte der Vater mit der Mutter noch lang allein zu reden. Des andern Tages sah ich ihr an, daß sie geweint hatte, sie hatte rote Augen und redete nicht viel. Am Sonntag kam der Lunzi zu uns, sofort wurde die Fremde wieder auf's Tapet gebracht. „Ich hätte bigolig, fast Lust auch mitzugehen, wenn der Migi zu verreisen entschlossen ist,“ sagte der Rechenmacher. „Mit dem Verdienst ist's hier zu Lande nichts. Migi, mach du dein Bündeli, wir wollen zusammen verreisen!“

Ich war bald einverstanden, der Vater gab seine Zustimmung, die Mutter aber ging zur Stube hinaus und brieggete, — denn sie durfte dem Vater nicht widersprechen. Sogleich wurde verabredet, wann wir verreisen wollten. „Gute Nacht, ich gehe in's Tirol!“ hieß es bei mir, ich meinte, der Himmel hange voll Baßzeigen und ich habe mein Glück im Sack.

Im Oktober wollten wir den Weg unter die Füße nehmen, vorher aber wünschte ich noch daheim mein Namensfest zu feiern. Im Geiste stellte ich mir schon vor, wie ich nach ein paar Jahren als ein reicher Mann heimkehren und dem Bachlichasper einen Sack voll Goldstückli unter die Nase halten und um's Roseli anhalten wolle, — aber wohlweislich ließ ich einstweilen noch nichts davon verlauten. „Wir wollen bei Nacht und Nebel fort,“ sagte der Lunzi, „es braucht uns niemand nachzugaffen! Mach dich reisefertig, Migili! Brauchst nichts weiter, als ein paar gute Schuhe und einen festen Stecken.“

Wir feierten noch in aller Stille den Remigistag; der Vater hatte ein paar Maß Most holen lassen, dabei tranken wir Abschied. Die Mutter war schweigsam, sie konnte die Tränen schier nicht verbergen. Am Abend machte sie mir noch das Kreuz auf die Stirne, wie sie's jeden Abend den Kindern zu tun pflegte; ich merkte es schon,

ihre Hand zitterte dabei. Sie legte mir auch noch ein neues Scapulier an und gab mir manche gute Lehre. Ich sollte doch nie vergessen, sagte sie, das Morgen- und Abendgebet zu verrichten, am Sonntag fleißig in den Gottesdienst zu gehen. Sonderheitlich sollte ich doch um Gotteswillen das siebente Gebot nie übertreten und dran denken, was mir früher einst begegnet sei, und was ich Vater und Mutter zu halten versprochen hätte. Der Vater war auch ganz gerührt. Er drückte mir eine Guldi in die Hand und sagte voll Wehmut: „Migi, du gehst jetzt fort, ich weiß selber nicht wohin und du ebenso wenig, b'hüet dich Gott und komm wieder g'sund umen. Hab' Gott vor Augen und hüte dich vor schlechten Kameraden. Trau keinem G'sicht, bis du's kennst; es gibt gnug Spitzbuben, denen es Freude machen würde, einen jungen Menschen zu verderben.“ — Ich konnte nichts darauf erwidern, mein Herz war weich, wie Maianken, und unter Schluchzen vermochte ich nichts hervorzufigeln, als die Worte: „Ja, ja Vater!“ und in meinem Innern hallte es nach: „Ja, Vater!“

Es war schon spät, als wir zu Bette gingen, ich konnte nicht schlafen. Als ich dachte, der Morgen müsse bald anbrechen, stand ich hübscheli auf, machte mein Reissäckli zweg und schlich auf den Zehen in die Stube hinab. Bald darauf hörte ich an der Türe klopfen und steckte den Kopf zum Fenster hinaus. Der Lunzi stand vor dem Hause und fragte, ob ich grüßt sei. Die Mutter hatte mich auch schon gehört; sie und der Vater kamen aus der Kammer und gaben mir noch einmal die Hand. „Nun denn, in Gottes Namen, so geh!“ sagte der Vater, die Mutter aber hatte die Scheibe vor dem Gesicht, und konnte nicht reden. „B'hüet Gott, Vater, Mutter!“ sagte ich noch und reichte ihnen zum letztenmal die Hand. Die Tränen

rollten mir über die Backen hinab, ich nahm das Reissäckli über die Achsel und wanderte in der Morgendämmerung mit dem Lunzi zum Dorfe hinaus.

Früh am Morgen waren wir am See und ließen uns in einem Schifflein nach Brunnen hinüber stoßen. Von da gings weiter über den Haggen Einsiedeln zu. Totmüd kamen wir dort an und kehrten in ein Wirtshaus ein. Am andern Morgen wollte ich früh in die Kirche hinauf und die Andacht machen, der Lunzi aber drehte sich im Bett um und sagte, es sei ihm noch zu frühe, er komme später nach; ich hätte

aber lange auf ihn warten können. So ging ich allein und war schier außer mir voll Ehrfurcht und Staunen, als ich die gewaltig große, herrliche Kirche betrat. Andächtig kniete ich vor der Gnadenkapelle auf den Boden und betete zur lieben

Gottesmutter, daß sie mich auf meiner Wanderschaft begleiten und beschützen möge. Es wurde mir nachher wohler um's Herz, je länger und je eifriger ich betete.

Drauf ging ich in die Beichtkapelle zur Beicht und empfing die heilige Kommunion, wie's mir die gute Mutter aufgetragen und ich zu halten versprochen hatte. Nachdem ich noch eine Zeitlang gebetet und eine hl. Messe

angehört hatte, ging ich in's Wirtshaus zurück, da traf ich den Lunzi hinter einem Gläschen Schnaps. Ich bestellte für mich eine Milchsuppe und als ich mich gesättigt hatte, zogen wir beide dem St. Gallischen zu und kamen nach Uznach und über den Ricken in's Toggenburgische hinein. In der Nähe von Wattwyl hatte Lunzi Bekannte und auf ihr Verwenden bekamen wir bei einem Bauer Anstellung.

Im Toggenburgischen ging es uns nicht schlecht, dem Lunzi aber wollte es dort ganz und gar nicht gefallen. Er sagte, die Arbeit sei ihm da zu streng, die Kost zu schmal und der Lohn



„B'hüet Gott, Vater, Mutter!“ sagte ich noch.

zu gering, da halte er's nicht aus. Er wisse anderswo einen bessern Schick, wo man sich nicht so abschinden müsse. „Meinetwegen kannst du hier bleiben,“ sagte er zu mir, „wenn du an den Toggenburgern den Narren gefressen hast, aber ich gehe!“ Ich wollte nicht allein zurück bleiben, und so kündeten wir beide auf und walzten weiter.

Wir kamen nach Herisau, es war an einem Sonntag. Im Wirtshaus zum Hecht nahmen wir Herberg, es ging da lustig zu an allen Ecken und Enden und der Lunzi lachte mit dem ganzen G'sicht, so gut gefiel es ihm hier. Mir war's ganz unheimlich zu Mute. Endlich gegen Abend machten wir uns auf den Weg, Schaffhausen zu. Mit uns ging ein fuchsröther Herisauer, der wollte mir ganz und gar nicht gefallen. Der Lunzi aber hatte mit ihm Duzis gemacht und beide waren schon dicke Freunde. Nun fingen sie an, mir zuzureden, wie ich mich in Schaffhausen zu verhalten habe. Ich dürfe nicht so schlampig daherschlorpen, sondern müsse mich strecken, 's Maul austun, wenn ich rede und guraschiert antworten, nicht so umennurggen, Hierauf steckten sie die Köpfe zusammen und redeten miteinander, aber laut genug, daß ich alles hören konnte und fingen an, einander zu berichten, daß in Schaffhausen ein feiner Herr wohne, bei dem es die Angestellten hätten, wie im Himmel, ein Deutscher, der sich aber nicht für das ausgabe, was er eigentlich sei, — ein sehr vornehmer Herr. Der brauche viele Bediente, von denen es der Geringste besser habe, als bei uns in den Ländern der Landammann. — Da sagte ich zum Lunzi: „Wenn ich nur nicht so ungeschickt wäre und besser reden könnte, einen solchen Posten wünschte ich mir auch.“ „Mußt nur kein Lappi sein,“ entgegnete Lunzi. „Mußt 's Maul austun, userede wie's dir kommt, das haben so vornehme Leute am liebsten.“

VI. Wie ich bei einem hohen Herren Bedienter wurde.

Wir kamen noch rechtzeitig in Schaffhausen an und kehrten im Schiff ein. Da fingen der Lunzi und sein fuchsröther Kamerad wieder an, mich zu visitieren und mir zuzusprechen, daß ich schier taub wurde und sie fragte, ob sie mich zum Besten haben wollen. Als wir über die breite Stiege hinaufgestiegen waren, sagte mir der Lunzi in's Ohr, ich solle jetzt noch einen Augenblick im Gang draußen warten, — drauf verschwand er mit dem Roten in der Stube. Nicht lange und man rief mir, ich solle ebenfalls hineinkommen.

In der Stube stand ein großer, hübscher Mann, legte mich vom Kopf bis zu den Füßen an und lachte mir freundlich zu. Jetzt kommandierte der Lunzi, ich solle die Schuhe ausziehen und dann stellte man mich an eine Säule unter ein Maß und visitierte und musterte mich wieder von oben bis unten. Der Rechenmacher und der Herisauer zischelten immer miteinander, was mir anfangs verdächtig vorzukommen. Jetzt vernahm ich deutlich, wie sie zu einander sagten: „Hier wird nichts draus, wir müssen weiter gehen!“ „Könnt mir g'stohlen werden!“ sagte ich laut, „ich gehe keinen Schritt mehr mit euch, ich hab' noch selber Geld.“ Drauf sagten die Zwei nichts, verließen aber das Haus.

Inzwischen spazierte der vornehme Herr im Zimmer auf und ab und musterte mich von Zeit zu Zeit mit seinen großen Augen. In der Stube lag ein langer Bengel auf einer Bank und schnarchte unverschämt laut. Als der Herr das Zimmer verließ, fragte ich eine Wirtzumpfer, wer der Schnarcher auf der Bank sei. „Das ist ein Lumpenkerl!“ sagte sie. „Der Herr hat ihn heute als Bedienten angestellt, und jetzt sauft er sich schon sternenvoll.“ Als der Herr wieder in's Zimmer trat, faßte ich mir ein Herz und sagte: — „Herr, könnten sie einen Bedienten brauchen?“ „Hättest du Lust dazu?“ fragte der Herr und blieb vor mir stehen. „Je nachdem es ist.“ entgegnete ich. „Alle Tage neun Batzen Lohn,“ fuhr jener fort, „und Kleider, so viel du brauchst.“ „Und was dafür tun?“ fragte ich. Er: „Mich bedienen.“ Ich: „Ja, wenn ich könnte.“ Er: „Will's dich schon lehren. Bursch, du gefällst mir. Wir wollens vierzehn Tage probieren.“ Ich: „Topp, es bleibt dabei.“ Damit waren wir handelseinig. Ich mußte dem neuen Herrn meinen Namen nennen: „Remigg? Remigg — kurioser Name!“ sagte er lächelnd. Hierauf ließ er mir zu essen und zu trinken geben und fragte mich allerlei aus, ich merkte bald, daß er an mir Gefallen fand und wurde immer guraschierter.

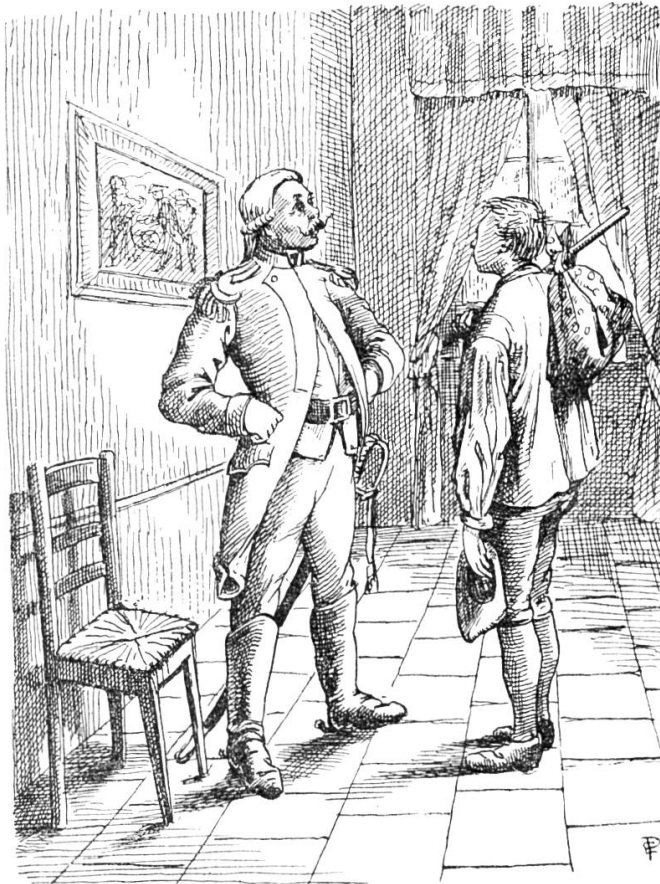
Meine Begleiter waren inzwischen, wie ich später erfuhr, zu ein paar andern preußischen Werbeoffizieren gegangen, deren sich damals fünf in Schaffhausen aufhielten. Jetzt kamen sie zurück und machten große Augen, als sie mich hinter dem Tisch sitzen und tüchtig darauf los essen und trinken sahen. „Was donnerts ist das?“ sagte der Rechenmacher. „Geschwind komm, Migi, jetzt haben wir dir einen Herrn gefunden.“

„Brauche keinen Herrn,“ entgegnete ich trocken. „Habe schon einen!“ „Was?“ rief der Lunzi. „Sapperludi, mach' keine Dummheiten! Komm mit, oder wir wollen dir schon Beine machen!“

Jetzt mischte sich mein neuer Herr in's Gespräch und sagte: „Der Bursch bleibt bei mir!“ „Da wird nichts draus, Herr!“ eiferte der Lunzi, „der junge Mann ist uns von seinen Eltern anvertraut und hat uns zu folgen.“ „Byrum, Varum“ rief mein Herr, „der Bursch hat zu mir gedungen und damit Punktum.“ Der Rechenmacher wollte das nicht gelten lassen und sagte mir alle Wüeste und auch der rote Herisauer begehrte auf, wie ein Mohrspatz. Nach langem Zanken und Lärmen ließen sich die beiden Spitzbuben von meinem Patron drei Dukaten auszahlen, einen davon sollte mein Vater bekommen, aber — heisch mer — e nienä g'seh, — der Lunzi behielt den Dukaten für sich, wie ich jetzt sicher weiß. Er war ein Schelm und hatte es auf nichts anders abgesehen, als mich zu verkaufen. — Schimpfend und fluchend ging er mit seinem fuchsröten Spießgesellen davon, ohne mir Abie zu sagen.

Am andern Tag ließ mein Patron einen Schneider kommen, der mußte mir eine Montur anmessen. In kurzer Zeit wurde ich vom Kopf bis zu den Füßen neu ausgestattet, ich erhielt einen funkelnagelneuen Hut mit Borden, eine samtne Halsbinde, einen grünen Frack, weiße Weste und Hosen und zwei Paar Schuhe. Sapperlott, war ich ein Männlein und versprühte schier vor Hochmut. Mein Herr hatte eine Mordsfreude an mir und sagte: „Remigg, wenn du in der Stadt auf- und abgehst, mußt du hübsch gravitatisch marschieren, Kopf hoch, den Hut ein wenig aufs Ohr, — und jetzt, da hast du einen Sabel, den schnallst du dir an.“ Das war Wasser auf meine Mühle. Ich stolzierte wie ein Güzgel durch die Straßen und dachte, alle Leute

schauen nur auf mich, den hübschen Migili. Ein paarmal wäre ich beinahe auf die Nase gepurzelt, weil ich den Kopf zu hoch trug. Ich führte ein eigentliches Herrenleben, denn ich hatte nichts anders zu tun, als meinem Herrn von Hagenbutt, wie er sich nannte, bei Tisch zu dienen, seine Kleider auszuklopfen, mit ihm spazieren zu fahren, auf die Vogeljagd zu gehen u. s. w. So wußte ich nichts von Heimweh. Denen daheim hatte ich versprochen, zu schreiben, aber ich undankbarer Tropf dachte nicht an mein Versprechen; hätte ich Geld nötig gehabt, das Schreiben wäre mir schon eher in den Sinn gekommen.



„Herr, könnten Sie einen Bedienten brauchen?“

Keinen Bazen habe ich veruntreut, das darf ich mit ruhigem Gewissen sagen, keinen Bazen.

Als bald nachher einem andern preussischen Werbeoffizier der Bediente durchbrannte und 80 Fl. mitnahm, da sagte Herr von Hagenbutt zu mir: „Remigg, willst du's mir auch einmal so machen?“ Ich entgegnete lachend: wenn er eine solche Meinung von mir habe, so solle er nicht lange warten und mich sogleich fortjagen.

Nach und nach lernte ich verschiedenerlei Leute kennen, bekam auch allerlei zu hören. Einmal fragte mich ein Herr aus dem Städtle: „Wie geht's, Junger aus den Ländern? Hast kein Heimweh? Weißt du auch, daß dein Patron

Die guten Lehren, die mir meine Eltern mit auf den Weg gegeben hatten, hatte ich gleichwohl nicht vergessen. Das war mein Glück. Um meine Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen, hatte mein Patron etliche male Geld im Zimmer liegen gelassen, aber ich ging nicht in die Falle. Wenn mich der Teufel stupfte und mir in's Ohr sagte: „Nimm das Geld, der Herr merkt es ja nicht und sollte es auskommen, so kannst du's leugnen,“ da kam mir jedesmal die lange Feuerleiter in den Sinn und die Rute meines Vaters und die Mahnung meiner Mutter, und der Teufel wurde nicht Meister.

ein preussischer Offizier ist?" „Nun meinetwegen," sagte ich, „'s ist ein herzoglicher Mann." Drauf jener: „Ja, ja, Bürschen, du wirst noch anders pfeifen lernen. Wart nur, bis du einmal in Preußen bist, da mußt du Soldat werden und dir den Buckel braun und blau gerben lassen. Um tausend Taler möchte ich nicht in deiner Haut stecken." Ich sah dem Mann in's Gesicht und dachte bei mir, er rede so aus Bosheit oder Neid, aber die Sache kam mir doch etwas bedenklich vor.

In Schaffhausen waren damals, wie schon gesagt, fünf preussische Werbeoffiziere in verschiedenen Wirtshäusern. Ich wußte damals noch nichts davon und habe es erst später erfahren. Alle Tage traktierte einer den andern, und so kam es jeden fünften Tag auch an meinen Herrn. Das kostete jedesmal einen Louisdor, da gab's genug zu schmausen und zu trinken. Es dauerte aber nicht lange, so wurde den Herren das Handwerk gelegt, denn es verbreitete sich das Gerücht, ein junger Schaffhauser, der in Preußen seine Jahre ausgedient, habe seinen Abschied bekommen. Das gab viel Unwillen und Täubi und die Herren Offiziere fanden es für besser, sich aus dem Staube zu machen und neue Nester aufzusuchen. Mein Herr von Hagenbutt ging natürlich auch mit. Er hatte ohnehin schlechte Geschäfte und wenig Beute gemacht, drei Spizbuben ausgenommen, die dem Zuchthaus entronnen wollten.

Wir begaben uns nun nach Rottweil am Neckar, zwölf Stunden von Schaffhausen entlegen, da kriegten wir einen einzigen Kerl, der aus Piemont davon gelaufen war.

Inzwischen war es Frühling geworden und auf einmal hieß es, wir sollten uns reisefertig machen. Herr von Hagenbutt gab mir 20 Fl. mit auf den Weg, was ich mehr brauche, sagte er, werde mir später eingehändigt werden. Hierauf klopfte er mir auf die Achsel und sagte: „Gott befohlen, mein lieber Kemigg, in Berlin sehen wir uns wieder!"

IV. Wie ich nach Berlin kam und mir dort die Augen auf- und übergangen.

Ich hatte damals noch keine Ahnung, daß ich bereits unter den Soldaten stecke, sondern sah mich immer noch für den Bedienten des Herrn von Hagenbutt an, dem ich nach Berlin vorausgeschickt würde. Es begann nun für uns, d. h. für die Burschen, die in Schaffhausen und

Rottweil zusammengetrieben worden waren, eine struße Zeit. Wir mußten marschieren, Tag für Tag wenigstens sieben, oft bis zehn und noch mehr Stunden weit, zudem meist auf schlechten Wegen, durch Kot und Schnee. Nach drei Tagen langten wir in Ulm an; ich hatte Schwielen an den Füßen und es war mir sterbensübel. Bald wurde es mir schwarz und blau vor den Augen und ich sank schier zu Boden. Glücklicher Weise hatten wir in Ulm einen Kastrag, dann ging's wieder weiter über Gengen und Nördlingen. Ach Gott! dachte ich oft, wenn ich nur an Ort und Stelle wäre. Mein Kastrag werde ich nie mehr eine so weite Reise antreten, — aber wir waren noch lange nicht am Ziel. Endlich nach mehr als drei Wochen trafen wir in Berlin ein. Je näher wir der Stadt kamen, um so mehr wimmelte es von Militär in allen Gattungen und Farben. Ich war herzlich froh Berlin erreicht zu haben, da bringt man dich nicht mehr weg, dachte ich einfältiger Tropf. Mein Erstes war nun, den Wachtmeister, der uns begleitet hatte, zu bitten, daß er mich zu meinem Patron, den Herrn von Hagenbutt führe. Dieser entgegnete mir: „Ei, wir wissen ja nicht, ob er schon angelangt ist, noch viel weniger, wo er Quartier genommen hat." „Sapperlott!" sagte ich, „hat er denn kein eigenes Haus?" Da lachte mich der Wachtmeister aus und es kam mir ganz kurios vor, daß mein Herr von Hagenbutt kein eigenes Haus haben sollte.

Ich war noch nicht lange in Berlin, als mir das Geld zu mangeln anfang. Meinen Herrn konnte ich nicht auffindig machen; man lachte wenn ich nach ihm fragte. Mein Wachtmeister begleitete mich in die Krausenstraße in Friedrichsstadt, wo er mir ein Quartier anwies und sagte: „da, Müßler, bleib er bis auf weitere Ordre!"

Sapperlott abenand! dachte ich, was soll das bedeuten? Da ist ja nicht einmal ein Wirtshaus. Wie ich noch ganz vertattert dastand und nicht wußte, wo aus, wo an, da kam ein Soldat und nahm mich mit sich auf seine Stube. Dort befanden sich bereits zwei andere Burschen. Nun ging's an ein Gwundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme und weiß der Gucker was alles. Ich vermochte das Gwelsch nur halb zu verstehen, hockte auf's Maul und wollte nicht gleich Antwort geben. Die Kerls ließen aber nicht nach und so sagte ich endlich, ich sei Schweizer und Bedienter seiner Excellenz, des Herrn Leutnant von Hagenbutt. Da lachten

sich die Kerle krumm und wieherten vor Vergnügen, mir aber schossen schier die Tränen in die Augen, als ich merkte, wie sie mit mir den Gugelfuhr trieben. Inzwischen wurde eine schle- geldicke Erbsuppe aufgetragen, ich nahm einen Löffel voll, hatte aber schon genug. Der Appetit war mir vergangen. Als die andern mit dem Essen fertig waren, trat ein langer Kerl ins Zimmer. Er war spindeldürr und mager wie ein Beinhaus und mir kam gleich der Raintoni, die Feuerleiter in den Sinn, als ich seiner ansichtig wurde. Es war ein Feldwebel. Er trug eine Soldatenmontur über dem Arm und breitete sie sogleich auf dem Tisch aus. Dann legte er ein Sechsgroschenstück dazu und sagte zu mir: „Das ist für dich, mein Sohn. Gleich werde ich dir noch ein Kommissbrot bringen.“ „Was? Für mich?“ sagte ich. „Von wem? Wozu?“ „Ei, deine Montierung und dein Traktament!“ entgegnete das Gerippe. „Was gibt's da zu fragen? Bist ja ein Rekrut!“ „Wie! was! Ein Rekrut?“ schrie ich auf. „B'hüetis Gott, so etwas ist mir nie in den Sinn gekommen, nein, mein Lebtag nie! Herr von Hagenbutts Bedienter bin ich, und das bin ich! So hab ich's gedungen und nicht anders, so war ich lebe! Das wird mir kein Mensch abstreiten können!“ „Und ich sage dir, du bist Soldat, Kerl!“ schrie mich jetzt Feuerleiter Nummer 2 an. „Du bist Soldat, ich stehe dir dafür, da hilft alles nichts!“ Ich: „Ach, wenn nur mein Herr, der Leutnant von Hagenbutt da wäre!“ Er: „Den wirst du nicht so schnell zu sehen bekommen. Willst hoffentlich lieber des Königs Diener sein, als der seines Leutnants.“ Damit machte er kehrt und ging. Ich wandte mich nun an den Burschen, der mich in die Stube geführt hatte. „Um Gottes willen, was soll das bedeuten?“ „Nichts, gar nichts,“ entgegnete der Schlingel und lächelte verschmitzt „nichts, als daß er, wie ich und die andern Herren da, Soldat ist. Folglich sind wir alle Brüder und alle Wider- setzlichkeit hilft nichts, als daß man ihn nach der Hauptwache führt bei Wasser und Brot einsperret, ihn kreuzweis schließt und ihn fuchelt, bis die Rippen krachen und er kontent ist.“ Ich: „Das wäre doch, beim sappermost, unverschämt, grob und gottlos!“ Er: „Kannst mir's glauben oder nicht, so ist es!“ Ich: „So klage ich beim König, ihr male. . .“ bald wäre mir ein schlimmes Wort entschlüpft, aber die Andern lachten, daß sie den Bauch halten mußten.

„Zum König kannst du dein Lebtag nie,“ sagte endlich der Bursche, nachdem das Gelächter ein wenig verstummt war. „Wo muß ich mich dann sonst melden?“ fragte ich und erhielt zur Antwort: „Beim Major, wenn du willst, aber du wirst nichts ausrichten!“ Ich aber ließ mich nicht beschwichtigen, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „Will doch luogen, ob ich mir alles gefallen lassen müsse, expreß gehe ich zum Major!“

Am andern Morgen ließ ich mir wirklich das Quartier des Herrn Major zeigen. Sapperlott, war das ein Palast, in dem er wohnte. Als ich vor dem hohen Herrn erschien und dieser vor mir stand in einer prächtigen Montur und mich mit seinen Blicken durchbohrte, da bekam ich abermals den Tatter und fing zu stiglen an: „He — Herr . . . Major! Ich bin . . . e — e — e — ich bin — Herr Leutnant von Ha — Ha — Hagenbu — bu — butts Be — Be — Bedienter. Für das li — li — ließ ich mich anwerben, Si — Si — Sie können ihn fragen. I — I — Ich weiß nicht, wo — wo er ist. Jetzt sagen sie da, ich müsse Soldat sein, i — ich will aber nicht.“ „So!“ fuhr mich der Herr Major an, „So! ist er das saubere Bürschen? Sein feiner Herr hat uns gewirtschaftet, daß es eine Lust ist, und er wird ihm wohl dabei geholfen haben? Kurz und gut, jetzt soll er dem König dienen und dabei bleibt's!“ Ich: „Aber Herr Major!“ Er: „Kein Wort, Kerl oder die Schwerenot!“ Ich: „Aber!“ . . . da schrie mich der Major an: „Fort, sag ich, Canaille! — Scher er sich zum Teufel!“ Jetzt war es aus mit meinem Gurasch und ich zäpfte mich.

In meinem Quatier angekommen, klagte ich dem Wachtmeister, der immer gut gegen mich gewesen war, meine Not. Er sprach mir Mut zu. „Geduld, mein Sohn, es wird schon besser kommen. Freilich deinen ehemaligen Herrn wirst du kaum mehr zu sehen bekommen, darum schicke dich in das Unvermeidliche.“

Nachmittags brachte mir der Feldwebel mein Kommissbrot und führte mich in die Montierungskammer, wo ich mit der nötigen Kleidung ausgerüstet wurde. Dann mußte ich mit etwa zwanzig andern Rekruten vor dem Oberst erscheinen. Wir wurden in ein Zimmer geführt, so groß wie eine Kirche, dann brachte man eine durchlöcher- te Fahne herbei und befahl jedem, einen Zipfel zu ergreifen. Ein Adjutant, oder was

er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel vor und sprach einige Worte, die man ihm nachplapperte, ich aber hielt's Maul und dachte, was mir beliebte. Hierauf leitete der Mann mit seiner Fahne über unsern Köpfen hin und her und sagte, wir können jetzt gehen.

Weil ich bei der ganzen Geschichte hungrig geworden war, begab ich mich in die Garfüche und ließ mir ein Mittagessen nebst einem Krug Bier reichen. Dafür mußte ich zwei Groschen blechen, somit blieben mir von den sechs Groschen, die ich erhalten hatte, noch vier und daraus sollte ich einen ganzen Tag leben. Ich wollte aufbegehren, wurde aber tüchtig ausgelacht. Ich werde schon noch lernen aufpassen, sagte man.

Ich solle doch nicht so dumm sein und zu Geld machen, was ich Ueberflüssiges habe z. B. meine Dienstmontur und und dann müsse ich, beim Domier, tun, wie die Andern, mit ein paar Kameraden mich verständigen und mit ihnen gemeinsam das Nötige einkaufen. Des Morgens um einen Dreier Fusel und ein Stück Kommisbrot, mittags holt man in einer Garfüche um einen Dreier

Suppe und ist dazu wieder ein Stück Kommisbrot, abends für zwei Pfennige Dünnbier und abermal Kommis. „Aber das ist ja, beim sappermost, ein Hundeleben!“ rief ich. „So kommt man aus,“ hieß es, „und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen.“

VIII. Wie ich Respekt vor dem Soldatsein bekam.

Dem Räte meiner Kameraden folgend, machte ich zu Geld, was ich entbehren konnte und fing an, mich fleißig im Exerzieren zu üben. In der freien Zeit hummelte ich in der Stadt umher. Die nächste Woche mußte ich mich täglich auf den Paradeplatze stellen. Dort traf ich unerwartet drei Landsleute, Schärer, Bachmann und Bölsterli aus dem Kanton Luzern; sie waren

beim gleichen Regiment, wie ich, die beiden Letztern sogar in der gleichen Kompagnie. Das freute mich. Sie erzählten mir, es befände sich im gleichen Regiment auch noch ein Unterwaldner, der tue aber nicht gut und sitze gegenwärtig im Arrest, ich werde ihn schon noch kennen lernen.

Vor allen Dingen sollte mir ein Korporal mit einer schiefen Nase das Marschieren beibringen. Ich konnte den Menschen um alles in der Welt nicht leiden, wenn er mir ein paar Püffe gab, so schoß mir das Blut in den Kopf. Ich begriff umso weniger, je mehr er mich anschnauzte und anbrüllte. Glücklicher Weise be-

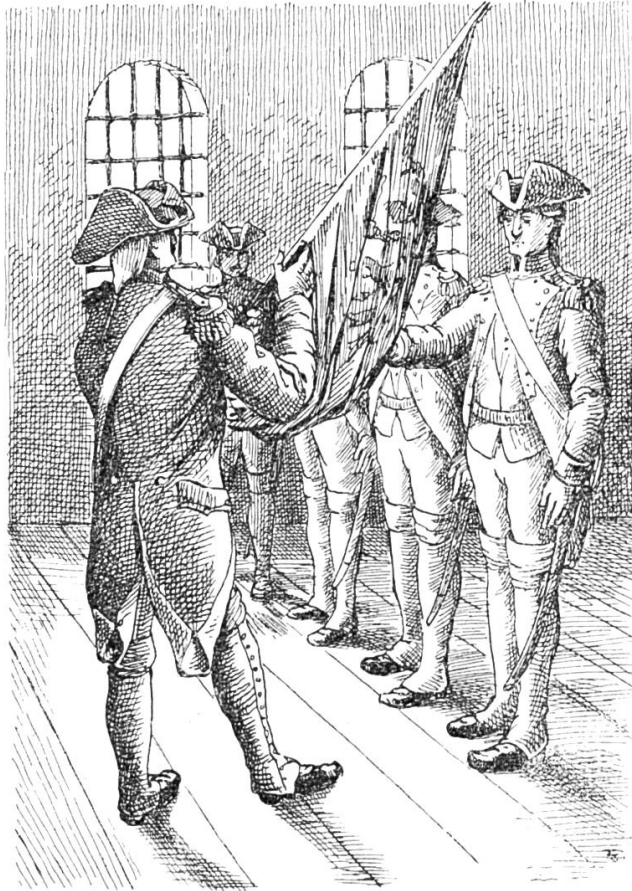
kam ich bald einen andern Drillmeister, bei dem lernte ich in einer Stunde mehr, als sonst in zehn Tagen.

Mit dem Bachmann und Bölsterli schloß ich bald dicke Freundschaft. Wir erzählten einander unsere Erlebnisse, wie schön wir es daheim gehabt hätten und in welcher Suppe wir hineingeraten seien.

„Wenn wir uns nur davonmachen könnten!“ sagten wir zu einander und schmiedeten im Stillen allerlei Pläne. Bald hatten wir Hoffnung, unser Vorhaben möchte uns gelingen, bald mußten wir uns vom Gegenteil überzeugen. Oft genug hörten wir auch von solchen, die versucht hatten, zu

desertieren und wieder heimgebracht wurden. Wir konnten zusehen, wie die armen Teufel durch 200 Mann achtmal die lange Gasse auf und ab Spießruten laufen mußten, bis sie wie tot hinsanken. Das war scharfer Pfeffer und die Lust am Davonlaufen verging uns.

Es kam immer schlimmer; was wir alles auf dem Exerzierplatz aushalten mußten, war nicht mehr hübsch. Prügelsüchtige Junkerlein schimpften und fluchten in allen Zeichen, das Lamentieren und Strafen hörte nie auf. Bölsterli, Bachmann und ich waren immer die Ersten auf dem Platze, aber man war nie zufrieden. Oft



Dann brachte man eine durchlöchernte Fahne herbei.

standen wir gegen fünf Stunden lang da, in unsere Monturen eingeschnürt, wie eingeschraubt, mußten kreuz und quer pfahlgerad marschieren, ununterbrochen schnelle Handgriffe machen und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit einem Gesicht wie ein Metzgerhund vor uns stand, den Stock erhob und alle Augenblicke auf uns, wie auf Rabisköpfe einzuhaufen drohte. Bei einer solchen Behandlung mußte auch „der frynst Tyfel“ taub werden und den Mut verlieren. kamen wir abends totmüd heim in's Quartier, so hatten wir gleich wieder über Kopf und Hals zu tun und unsere Wäsche zurecht zu machen und jedes Flecken auszumustern, denn bis auf den blauen Rock war unsere ganze Uniform weiß. Gewehr, Patronentasche, Kugel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt sein. War dies nicht der Fall oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so gab's Prügel. So ging's den ganzen Mai hindurch, selbst am Sonntag hatten wir selten frei, — kurz und gut, wir hatten keine Zeit übrig, als — zum Hungerleiden.

Bölsterli und mir war das Geld gänzlich ausgegangen, wir mußten mit Brot und Wasser vorlieb nehmen. Jetzt fing ich erst recht an, Trübsal zu blasen; ich hatte keinen Menschen, dem ich meine Not recht klagen durfte. Des Tags ging ich umher wie der Schatten an der Wand, des Nachts lag ich unter dem Fenster, lugte in den Mond hinauf, bis die Tränen mir in die Augen kamen. Bisweilen kam ich in solchen Stunden wohl auf den Gedanken, ich solle mir selber helfen und zu bekommen suchen, wo ich könne, was mir fehle, aber immer und immer wieder hörte ich die Mahnung meiner Eltern und besonders die flehenden Worte meiner Mutter: „Migi, Migi! Werde nur kein Schelm!“ und ich litt geduldig Hunger.

Auf einmal wurden Bölsterli und ich zu einer andern Kompagnie versetzt, aber es ging uns nicht besser. Da traf ich einen alten Bekannten, den Rechenmacher Lunzi. Sobald ich ihn erblickte, roch es in mir auf. Ich ballte meine Fäuste und wollte auf den Kerl los, der eigentlich an all meinem Unglücke schuld war. Glücklicherweise wußte ich mich zu fassen, fortan wich ich dem Lunzi aus und er mir, — er wußte schon, warum.

Eines Tages standen wir am Kasernenhof in Reih' und Glied, da wurde mein Landsmann Lunzi vor die Front gerufen. Der arme Tropf

dauerte mich, trotz der Täuße, von der ich gegen ihn erfüllt war. Er zitterte am ganzen Leibe, als er vortrat. Der Hauptmann redete ihn an: „Seit langem seid ihr wiederholt straffällig geworden, zu wiederholten Malen im Arrest gesessen, weil ihr euch am Eigentum eurer Mitsoldaten, wenn auch nicht in größerem Betrage, vergriffen habt. Ihr habt dafür schon zehn, zwanzig bis fünfundzwanzig Stockstrieche empfangen, trotzdem habt ihr abermals einem Kameraden Geld entwendet. An euch ist nichts mehr zu bessern! Fünfzig Hiebe sei euer Lohn! Habt ihr etwas einzuwenden?“ Der arme Lunzi brachte kein Wort hervor. Eine Bank wurde herbeigebracht, unser Rechenmacher wußte sich der Länge nach mit Brust und Leib darauf legen, die Arme vorwärts angeklammert. Eine Bettdecke wurde zusammengefaltet und um ihn und die Bank geschlungen. Zwei Korporale hielten die straff angezogenen Ende fest. Mir lief es heiß und kalt über den Rücken bei diesem Anblick. Der Hauptmann winkt ein Unteroffizier zählt laut und langsam von eins bis fünfzig und mit jeder Zahl pfeift der Stock durch die Luft und faust mit schallendem Hieb auf Lunzis, durch die dünnen Hosen so gut wie gar nicht geschützten Körper. Der Arme stöhnt und knirscht mit den Zähnen, sein Gesicht schwillt dunkelrot auf, aber er gibt keinen Laut von sich.

Das Urteil ist vollstreckt, die Bettdecke wird gelöst, der Bestrafte will sich erheben, kniet aber mit verzerrten Zügen und einem schweren Zeufzer kraflos in die Knie zusammen. Da ergriffen ihn die Korporale und führten ihn in's Arrestlokal, wo er die nächsten vierundzwanzig Stunden seinen Gefühlen und Gedanken überlassen blieb.

Mir kam bei diesem Anlasse die Rute meines Vaters wieder lebendig in Erinnerung. Wie sanft waren ihre Eindrücke, im Vergleich zu den Stockstreichen, die dem Rechenmacher aufgezählt werden. Wie glücklich war ich, daß ich mich noch zur rechten Zeit belehren ließ, und Lunzis Wirtur nicht schlucken mußte. „Migilli, Migili! Werde mir nur kein Schelm!“

Indessen munkelte man immer stärker vom Kriege. Neue Regimenter kamen von Zeit zu Zeit in Berlin an, wir Rekruten wurden auch unter eines derselben gesteckt.

Von nun an marschierten wir alle Tage vor die Tore zum Manövrieren; es war eine fürchterliche Anstrengung. Als man uns tüchtig her-

umgejagt und eingedrillt hatte, hieß es: „Allons, in's Feld!“ Poß sapperludi, wie ging's jetzt an ein Zappeln, Putzen und Packen! Den 22. August morgens um 3 Uhr wurde Alarm geschlagen, mit Tagesanbruch stand unser Regiment in der Krausenstraße schon Parade. Jede seiner Kompagnien war 150 Mann stark. Wir alle waren wie Esel beladen, zuerst mit einem Degengurt umschnallt, dann die Patronentasche über die Schultern, den Tornister mit Wäsche, den Habersack mit Brot und anderer Fourage gestopft, Feldflasche, Kessel und Hacken, dazu noch das Gewehr, alles an Riemen. So waren wir alle fünfmal übereinander kreuzweise über die Brust geschlossen. Wir ersticken schier unter der Last bei der schrecklichen Hitze der Hundstage und mir war's, als ginge ich auf Kohlen. Wenn ich meiner Brust einwenig Luft machte, kam ein Dampf heraus, wie von einem siedenden Kessel. Oft hatte ich keinen trockenen Faden mehr am Leibe, ich verschmachtete schier vor Durst.

Am zwanzigsten Tage standen wir an der Elbe, in der Nähe befand sich die sächsische Armee.

IX. Wie es mir im Krieg ergangen ist und wie ich ihm endlich entgangen bin.

Vom 11.—22. September saßen wir in unserem Lager und wer am Soldatenleben Freude hatte, fühlte sich ganz wohl dabei. Am 22. September mußten wir aber aufbrechen und am folgenden Tage erhielt unser Regiment Befehl, die Proviantwagen zu decken. Am 24. machten wir einen Contremarsch und wußten in Nacht und Nebel bald nicht mehr, wo wir waren. Plötzlich wurden wir von österreichischen kaiserlichen Panduren angegriffen und gar mancher von uns mußte in's Gras beißen. Als aber unsere Artilleristen Feuer gaben, stoben die Feinde auseinander und flohen über Hals und Kopf. Dieser Plunder hatte mich nie erschreckt, ich wäre daran bald gewohnt gewesen und dachte: poß sapperludi, wenn es derenweg hergeht, so ist es schon noch auszuhalten. Aber es sollte schlimmer kommen! Bald bekamen wir die Ordre, keine Zelte aufzuschlagen, auch die Gewehre nicht niederzulegen, sondern mit scharfer Ladung parat zu stehen, der Feind sei ganz in der Nähe.

In dieser bangen Nacht nahmen viele Reißaus, unter ihnen auch mein Kamerad Bölsterli. Ich biß mir schier die Finger ab aus Aerger darüber, daß ich nicht mitgelaufen war, aber ich gab die Hoffnung nicht auf.

Am Morgen ging der Rummel los. Die Kanonen donnerten und aus den feindlichen Batterien flogen die Kugeln über unsere Köpfe hinweg. Poß sappermest! das war nicht mehr gemächlich. Bis her hatte ich immer gehofft, es gelinge mir zu entwischen, nun aber steckte ich mitten im Gefecht, weder vorn noch hinten, weder rechts noch links gab's einen Weg zum Entkommen. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir der Mut vollends in die Hosen, ich bekam eine Mordzangst und auch meine Kameraden waren freideweiß vor Schrecken. Da und dort schlug eine Kanonenkugel ein, sank ein Gefährte in's Gras. Bald vor, bald hinter, bald neben mir sausten Eisenstücke in den Boden, daß Steine und Wäsen hoch in die Luft flogen. Dicht vor uns sahen wir die feindliche Kavallerie, unsere Reiterei stürzte sich auf sie und hurdi burdi ging's durcheinander. Das war ein Rennen und Jagen, ein Donnern und Blitzen, ein Krachen und Klöpfen. Kaum währte es eine Viertelstunde, so sprengte unsere Reiterei wieder zurück, von den Oesterreichern geschlagen und bis nahe an unsere Kanonen verfolgt. Der Boden war mit Toten und Verwundeten übersät. Auf einmal, es war gegen 12 Uhr, kam die Ordre, unser Regiment mit noch zwei andern müsse zurückmarschieren. Ich dachte: nun ist die Gefahr vorbei — aber holla! Nur nicht gesprengt! Wir eilten im Lauffschrift einem nahen Weinberg zu und erklommen die Höhe. Als wir aber oben angekommen waren, rückten von der andern Seite einige Tausend feindliche Panduren an, in der offenkundigen Absicht, uns zu umgehen. Nun ging's auf uns los. Die Unsrigen drängten nach und wir stürzten uns, was gischt, was heischt, auf den Gegner. Ich selber pülverte in einemfort und verschob fast alle meine 60 Patronen, bis meine Flinte fast glühend war und mir die Hand verbrannte, aber ich glaube kaum, daß ich jemanden getroffen habe, meine Kugeln gingen meist in die Luft. Meine Kameraden stürmten wie besessen vorwärts, ich ließ sie laufen und fing an, mich hübschli zurückzuziehen. Bald war ich nicht mehr unter den Vordersten, sondern unter dem Nachtrab, und hielt mich im Weinberge zurück, während das Gefecht am Fuße desselben fortgesetzt wurde.

„Jetzt Migi!“ sagte ich zu mir selber, „jetzt ist es Zeit, jetzt oder nie!“ Es war mir, als ob mein Schutzengel mich mahne, die Rettung in der Flucht zu suchen. Hurtig schlüpfte ich

seitwärts durch die Neben. Noch eilten einige Preußen an mir vorbei. „Komm, komm, Bruder!“ riefen sie, „Victoria!“ Ich ließ sie laufen und Victoria schreien, so laut sie wollten, sobald sie aber weit genug waren, verdoppelte, verdreifachte, fünf- und sechsfachte ich meine Schritte, rannte im Galopp durch ein Wäldchen, das voll toter Husaren, Panduren und Pferde lag. In einemfort stürmte ich gradaus, bis mir plötzlich ein Tobel den Weg versperrte. Jenseits desselben zeigten sich etliche kaiserliche Soldaten. Als sie mich daherrennen sahen, schlugen sie auf mich an, obwohl ich ihnen mein Gewehr entgegenstreckte und mit dem Hute ein Zeichen gab. Als sie nicht losbrannten, faßte ich den Entschluß, gerade auf sie loszulaufen. So kam ich zu ihnen und stellte mich als Flüchtling.

Sie nahmen mir das Gewehr ab und führten mich in's nächstgelegene, etwa eine halbe Stunde entfernte Dorf. Dort stand eine Panduren-Hauptwache. Ich wurde von den Kotschnäuzen ganz manierlich behandelt und am andern Morgen in's kaiserliche Hauptlager transportiert. Hier traf ich gegen 200 andere

Deserteure an, unter ihnen auch meinen Freund Bölsterli. Wir waren übergelücklich, einander so unerwartet wiederzusehen und nun ging's an ein Erzählen und Jubilieren, als ob wir schon zu Hause hinter dem Ofen saßen. Wir mußten im Lager übernachten und bekamen jeder einen Dukaten Reisegeld. Mit einem Kavallerietransport schickte man uns in ein böhmisches Dorf, von wo wir nach kurzem Schlummer andern Tages nach Prag weiter zogen. Dort verteilten wir uns in Gruppen von je 6—10 Mann und erhielten Pässe. Das war ein Mischmasch von Schwaben, Sachsen, Schweizern, Baiern, Tirolern, Welschen, Franzosen, Polaken und Türken. Unser sechs bekamen einen Paß nach

Regensburg. Bölsterli und ich einen von da nach der Schweiz.

Nach langem mühsamem Wandern begrüßten wir endlich wieder unsere Heimat, das liebe Schweizerland und Tränen standen uns dabei in den Augen. Ich nahm meinen Weg wieder durch das St. Gallerland, Einsiedeln zu. In Rapperswyl trennte ich mich von meinen Kameraden Bölsterli.

Mit dankerfülltem Herzen kniete ich am andern Tag zu Einsiedeln vor der Gnadenkapelle. Ich hatte allen Grund der lieben Gnadenmutter für die Errettung aus mancher Gefahr zu danken.

Ich beichtete, denn in Berlin hatte ich es mit Beichten nicht streng gehabt. Wie wohl war's mir, als ich mich wieder mit Gott ausgeöhnt hatte! Gottlob brauchte ich nicht daran zu denken, gestohlenes Gut zurückzuerstatten, das Andenten an die Feuerleiter und Lunzis Denktzettel, ganz besonders aber das Wort meiner Mutter hatten, mich davor bewahrt.

* * *

Es war ein schöner Herbstabend, als ich mich wieder dem Hause meiner Eltern näherte. Sie waren gerade nicht daheim, meine Geschwister aber erschrocken nicht wenig, als sie einen preussischen Soldaten in voller Montierung, den Tornister auf dem Rücken und einen tüchtigen Schnauz

unter der Nase in's Haus treten sahen. Das Roseli zitterte und versteckte sich hinter dem Ofen, das Bethli, Gritli und Leneli aber liefen in die Kammer hinein und schloßten die Türe zu.

Jetzt kam die Mutter heim, ich sprach sie um Nachtherberge an. Sie stuzte und schaute mich ein Schukli lang an, — auf einmal schlug sie freudig die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Migi! Migi! Gewiß wahrhaftig, Migili, du bist es!“ „Ja Mutterli, lieb's Mutterli!“ entgegnete ich und streckte ihr beide Hände entgegen. „Ich bin es, der Migili!“



Surtig schlüpfte ich seitwärts durch die Neben.

und nun gumpete das Roseli hinter dem Ofen hervor und das Bethli, Gritli und Leneli drohleten schier übereinander zur Kammer heraus und alle stürmten auf mich los und sprangen um mich herum, wie Giti, zupften und zerrten an mir und riefen in einemfort, „der Migi, der Migili ist wieder da!“ Alle waren ganz aus dem Hüsli vor Freude und die Mutter rief: „G'schwind, g'schwind, holt den Vater und die Buoben, sie sind im Gaden!“ Aber der Vater stand schon unter der Türe und begrüßte mich freudig: „Willkommen Migi! Gott Lob und Dank, daß du wieder da bist und wie ich sehe, gesund und wohl! Gott sei gepriesen und die liebe Gottesmutter, daß ich mein ganzes Rudeli Gosen wieder beieinander habe. Sind wir auch arm und eine große Familie, wenn wir in Liebe, Frieden und Eintracht zusammenhalten, so fehlt uns nichts zu unserem Glücke!“

* * *

Nachtrag. Hiermit endigt die Erzählung des schon in seiner Jugend weitgereisten Remigi.

Seine übrige Lebensbahn war zwar keineswegs mit Rosen bestreut, aber da er gelernt hatte, Gott zu fürchten und auf ihn zu vertrauen, da er fleißig arbeitete und ehrlich und brav blieb, so erging es ihm nie schlimm. Er heiratete später ein braves Meitschi, aber nicht das Roseli, des Bachlichaspers einzige Tochter. Die hatte schon einen Mann, wenn auch keinen fürnehmen und der Sack Geld, den Migi seinem einstigen Schwiegervater unter die Nase halten wollte, war ausgeblieben. In der Fremde hatte Remigi manches gesehen und gelernt und da er ankehrig und tätig war und sein Frauili ihm auch etwas in's Haus gebracht hatte, so wurde er zum hablichen Manne. Neben der Arbeit war es seine Freude, in guten Büchern zu lesen und an langen Winterabenden mochte er sich sogar daran, seine Erlebnisse in der Jugendzeit zusammen zu schreiben. So ist die vorliegende Erzählung entstanden. Fürchte Gott und halte seine Gebote, so wirst auch du glücklich sein.

Die kranke Hand.

Vor Zytä chund is Stanserdorf
A Engelberger-Ma;
Ar hed ä läärä Maage nu
Und schüüßli Hunger g'ha.

Im nechste Wirtshuus cherd är y
Und hocked dert a Tisch.
Ar b'stellt sofort ä Portion Fleisch
Uf d'Frag, was g'fällig isch.

Chuim ghad's chä urze Auigäblich,
Sä stahd das Spysli da:
As grüßlig mächtig's Chalberbei,
Nur isch käis Fleisch meh dra.

Jä jälb', so dänkt der Buiräma
Sälb friß' dui, wenn dui witt,
Nimmt gleitig 's Fazänetli zwäg,
Verbindt sy Hand dermit.

„Herr Wirt, jetzt chömid lüegid ai
My beese Daapä da.
Verschmydid mier das Möckli Fleisch,
As stahd mier nid güet a.“

Dr Wirt isch uf dr Stell bireit
Die G'fälligkeit ihm z'tuo,
Doch wie-n-er 's Fleisch verhaue will,
Sä chund er nid drquo.

Er nimmt dr Täller, laist drmit
J d' Chuchi uisä g'schwind
Und bringt äs anders Bratisstück,
As fastigs und scheen lind.

Doch wie-n-er's jetzt tranjhierä will,
So säid das Büürli: „B'hüetis näi,
Chli Fleisch verschmydä dani scho,
Doch nur nid läärä Bäi.“